Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 10 (1927)
Heft: 14

Artikel: Ueber Selbstmord : [1.Teil]
Autor: Schmidt, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-407414

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BERN, 31. Juli 1927. DER Nr. 14 - 10. Jahrgang.

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers: Geschäftsstelle der F. V. S. Postfach Basel 5 Postcheck-Konto Nr. V. 6915

In Kirchen und Moscheen und Synagogen
Wird man um seiner Seele Ruh' betrogen;
Doch dem, der der Natur Geheimnis ahnt,
Wird keine Angst vor'm Jenseits vorgelogen.
Omar Khajjam, gest. 1123.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—)
Inser.-Ann.: Buchdr. Tscharnerstr. 14a
Feldereinteilung 1/32, 1/16, 1/8 S. etc.
Tarif auf Verlangen zu Diensten

Ueber Selbstmord.

Von Dr. Hans Schmidt, Nürnberg.

Wir geben im Folgenden einer Abhandlung Raum, mit deren Inhalt wir Alle wohl uns schon beschäftigt haben, doch bot sich leider noch nie die Gelegenheit, das »Recht auf den Tod« an dieser Stelle offen zur Sprache zu bringen. Diese Ausführungen mögen nun dazu angetan sein, einen Gedankenaustausch darüber anzuregen. Die Red.

Wir erhalten plötzlich die unvermutete Nachricht, dass ein Mensch, den wir kennen, Selbstmord verübt habe. Welche Wirkung hat diese Kunde auf unser Gemüt? Ich glaube, diese Wirkung ist gar nicht so leicht zu beschreiben, sie ist vielleicht noch schwerer zu analysieren. In den allermeisten Fällen wird eine solche Fülle von Gefühlen unsre Brust durchwogen, dass ein klares Unterscheiden und Auseinanderhalten dieser Gefühle zunächst unmöglich ist. Geschieht dies aber wenigstens nachträglich doch, so ist zehn gegen eins zu wetten, dass der kühl reflektierende Verstand die warme Ursprünglichkeit des Erlebnisses schon so sehr verändert hat, dass sich unsere mühsame Formulierung zu dem ersten Eindruck verhält wie das scheinbar so naturwahre Bild einer Landschaft zu dieser Landschaft selbst. Ich glaube aber nicht zu irren, wenn ich unter jenen den ersten Eindruck beherrschenden Gefühlen Erschrecken und Entsetzen, dann aber Mitleid, Wehmut, Bedauern finde, denen sich leicht Erstaunen, ja Bewunderung beigesellt. Alle diese teils miteinander streitenden, teils sich gegenseitig steigernden Gefühle schmelzen zu einem grossen Grundgefühl zusammen, dem wir vielleicht in Worten den Ausdruck verleihen: »Wehe, das sollte nicht sein!« Dieser Aufschrei »das sollte nicht sein!« wird sich selbstverständlich ganz nach den näheren Verhältnissen lauter oder leiser, verzweifelter oder ergebener vernehmen lassen, er wird bei einem Verbrecher, der einem verfehlten Leben ein Ende macht, anders klingen als bei einem hoffnungslos Kranken, der freiwillig unerträglichen Qualen entrann — ganz schweigt er nie. Was hat nun jenes »Das sollte nicht sein!« zu bedeuten?

»Alle Geschöpfe,« sagt Goethe, »hängen am Leben; so will es die Natur.« Von den zwei stärksten Trieben des Menschen, dem Selbsterhaltungs- und dem Arterhaltungstriebe, von Hunger und Liebe, ist der erste zweifellos der stärkere. Die Blume, die auch mit schwachen Kräften aus dem Schatten ins Sonnenlicht strebt, das Tier, das sich dem verschlingenden Feinde mit allen Waffen, die ihm Natur verlieh, widersetzt, der Mensch, der auf dem Krankenbett noch im Angesicht des Todes den Arzt um Rettung anfleht: sie alle zeigen uns aufs anschaulichste, wie das Leben nichts als organismus-, als fleisch- und leibgewordener Selbsterhaltungstrieb ist. Tief ist dieser Trieb, sich zu nähren und zu wehren, allem Lebendigen eingepflanzt, und die niedrigsten Formen des Lebens, die, wie man annehmen darf, das Licht des Bewusstseins noch nicht erhellt, betätigen ihn ebenso deutlich wie die höchsten, die den finsteren Weg des Willens mit der Fackel der Vernunft beleuchten. Gerade weil jedes Wesen am Leben hängt, weil der Selbsterhaltungstrieb die letzte, nicht weiter zu er- und begründende Offenbarung der Natur ist, deshalb erscheint uns mit Recht der Mord als ein so fluchwürdiges Verbrechen, deshalb sprechen wir zu einem Mörder wie in Hebbels Tragödie Marianne zu Herodes: »Ein Leben hat jedermann, und keiner will das Leben sich nehmen lassen... Solch einen Frevel verdammt das ganze menschliche Geschlecht.....« Verneint der Mörder den Selbsterhaltungstrieb anderer, so sagt der Selbstmörder zu seinem eigenen »Nein!« Beider Nein gilt unser Aufschrei »das sollte nicht sein!« Aber so fluchwürdig und verdammenswert wir die Tat des Mörders schelten, die des Selbstmörders dünkt uns — wenn auch selbstverständlich nicht schlechter, ja nicht einmal schlecht — seltsamer, rätselhafter, schwerer ergründbar, unnatürlicher das alles, weil sie dem eigenen Selbsterhaltungstrieb widerspricht.

Die Stimme der Natur, also auch jenes einzelnen Stückes Natur, das sich Mensch nennt, schreit eben laut: »Ich will leben!« Darum kommt uns ein Grauen an, wenn sich bei einem Menschen diese Natur plötzlich verkehrt und ihre Stimme sich in ein fürchterliches »Ich will nicht leben!« verwandelt. Dieses Grauen ist von Fluch und Verdammung, überhaupt von aller moralischen Einstellung weltenweit entfernt. Es entspricht eher dem Gefühl, mit dem wir ein seltenes schreckliches Naturereignis erleben.

Je lebensfroher wir selber sind, je unmittelbarer und ursprünglicher wir unserem Selbsterhaltungstriebe folgen, je beglückender uns aus dem heiligen Mutterschoss des Lebens die Quellen Arbeit und Genuss entgegenrauschen, je mehr Werte intellektueller und moralischer, geistiger und künstlerischer Art wir dem Leben abzugewinnen verstehen, umso gewaltsamer und niederwuchtender ergreift uns der Gedanke: Hier war ein Mensch, der dies alles nicht mehr hatte und konnte, dem der Quell der Lebensfreude versiegt, das Leben wertlos geworden, ein Untüchtiger, dem diese Welt verstummt war. Wir sagen noch einmal: »Das sollte nicht sein!« Aber wir bleiben dabei nicht stehen, sondern fragen Warum? und Woher? Es müssen gewaltige Kräfte sein, die einen Menschen dahin bringen können, sein Leben, sich selbst zu verneinen; erst wenn wir sie kennen gelernt, den Dämonen ins dunkle Auge geblickt haben, dürfen wir uns ein Urteil über den Selbstmord anmassen.

»Im Ganzen«, sagt Schopenhauer, »wird man finden, dass, sobald es dahin gekommen ist, dass die Schrecknisse des Lebens die Schrecknisse des Todes überwiegen, der Mensch seinem Leben ein Ende macht.« Damit ist einmal gesagt, dass es sehr viele und sehr verschiedene Ursachen, Gründe und Anlässe zum Selbstmord gibt und dass zum andern diese Ursachen nicht nur in den in Betracht kommenden Schrecknissen des Lebens, sondern auch in der gesamten geistigleiblichen Verfassung des betreffenden Menschen liegen. Leidenslasten, mit denen der eine spielend fertig wird, kann der andere nicht ertragen; Widerstände, an denen der Schwache zerbricht, stählen gerade den Charakter des Starken. Der Optimist wird selbst in einem wüstengleichen Leben noch eine Oase oder wenigstens eine Fata morgana zu finden wissen, bei deren Anblick sein Selbsterhaltungstrieb auflebt, während der Pessimist auch in der paradiesischsten Landschaft seines Daseins einen Wolkenschatten sieht, der ihm das ganze Paradies verdüstert. Dieses Bedenken zeigt uns die subjektive Bedingtheit des Selbstmordes. Die objektive sind eben jene Schrecknisse, die — immer unter Berücksichtigung der subjektiven Bedingtheit — zum Selbstmord treiben können. Wirtschaftliche Nöte, dauernde Arbeits- und Erwerbslosigkeit, körperliche und geistige Krank-

heit sind besonders häufige Ursachen zum Selbstmord, aber auch verschmäste und unglückliche Liebe, Furcht vor Strafe und Schande, gekränkter Ehrgeiz, kurz alle menschlichen Uebel gehören hierher. Indem sie die Minderwertigkeitsgefühle des Menschen bis zur Unerträglichkeit steigern, lassen sie ihn schliesslich den Tod dem Leben vorziehen.

(Schluss folgt.)

Es geht rückwärts.

Nach protestantischer Darstellung geht es in den Vereinigten Staaten mit dem Katholizismus abwärts (Siehe Nr. 12 d. Bl., Seite 95). Natürlich darf man nun katholischerseits nicht zurückbleiben mit der Feststellung, dass dort der Protestantismus den Boden unter den Füssen verloren habe. Die »Neuen Zürcher Nachrichten« führen Stellen aus einer amerikanischen Zeitschrift an, worin es u. a. heisst:

»Der Protestantismus als organische kirchliche Macht liegt im Sterben und offenbart Zeichen einer raschen Zersetzung, und zwar stirbt er an gebrochener Autorität.«

»Die Sonntagsschule, jetzt »Kirchenschule« genannt, ist den protestantischen Geistlichen ein Gegenstand der Verzweiflung oder des Schmerzes geworden. Sie ist bei ihnen ebensowenig beliebt wie bei den Kindern und Eltern.«

Als Lehrbuch gilt nur die Bibel; »die Lehrer bestehen darauf, kleine Kinder die Listen der Könige von Israel und Moses Verwandte auswendig lernen zu lassen«.

»Die letzten Berichte stellen fest, dass im Augenblick 27,000,000 amerikanische Kinder, dem Namen nach Protestanten, nicht in Sonntagsschulen, 58,000,000 Amerikaner, dem Namen nach Protestanten, nicht in die Kirchen eingemeindet seien. Von den Eingemeindeten aber besuchen ein Drittel den Gottesdienst. Schlimmer als diese Zahlen ist das Schwinden der alten Würde und des Ernstes des Gottesdienstes. Um nur die Kirchen zu füllen, sind die Geistlichen genötigt, alle erdenklichen, der Neuzeit entsprechenden Mittel anzuwenden. An Stelle der ehemaligen ernsten Predigt, in der die Hauptstärke des Protestantismus lag, ist ein Unternehmen volkstümlicher Vorträge, Radio- und Filmvorführungen, sensationeller Bekanntmachungen und Reden, grosse Plakate und Reklamezettel an den Kirchentüren, Auftreten von Sängern, Negern etc. zu bemerken.«

Beigefügt werden darf, dass im Untergeschoss amerikanischer Kirchen Tanzlokale, Kegelbahnen, Glückspiele, Räumlichkeiten für allerlei Volksbelustigungen untergebracht sind. Aus den Erträgnissen dieser Vergnügungsstätten »leben« die betreffenden Kirchen.

Die deutsch-amerikanische »Chicago-Abendpost« sagt zu diesen Erscheinungen in der amerikanischen Kirche: »Bei uns sind die Grenzen zwischen Kirche und Komödienhaus, Kanzel und Bühne fast völlig verwischt.« Sie hätte füglich beifügen dürfen: auch zwischen Wirtshaus und Kirche, Geschäftsreklamehaus und Kirche. Denn wie die Zeitschrift »Commerce and Finance« berichtet, werden Kirchen in ausgiebigster Weise zu Reklamezwecken benützt. Ein findiger Kopf, C. Leeds, hat eine Anzahl Lebensmittelfabrikanten dafür gewonnen, die Mitglieder bestimmter Kirchengemeinden zu kostenlosen Abendmahlzeiten einzuladen. Und zwar in die Kirche selbst. Bei einer davon bot die Tischkarte unter anderm folgende Genüsse, jeden mit dem Namen der liefernden Firmen oder ihrer Fabrikmarke:

»Tomatensuppe mit Kondensmilch »Löwe«, »Anganoa«-Brötchen, »Cox'« Gelatinesalat, »Müllers« Makkaroni mit gebackenen Bohnen, Fleisch von »Louis Meyer und Kompanie«, »Thomas«-Weizenbrot und »Blue Valley«-Butter, »Red-Cross-« Salz, »Acme-Brand»-Gelee, »Breyer«-Eiscreme und »Drake«-Keks, »Roval-Scarlet«-Kaffee, »Shefford«-Käse. Nach Tisch bekam jeder Gast ein Päckchen »Magnus«-Waschpulver zum Geschirrspülen in die Hand gedrückt.

Ueber die Organisation dieser ganzen eigenartigen Propaganda teilte Mister Leeds folgendes mit: »Wir servieren jedesmal für hundert bis fünfhundert Personen. An das Essen schliesst sich immer ein Vortrag über die Herstellung unserer Erzeugnisse und deren Billigkeit. Dass wir den Abend, nicht die Mittagstunde dazu nehmen, geschieht, um auch die Männer heranzuziehen, deren Einfluss auf die Einkäufe ihrer Frauen nicht zu unterschätzen ist.«

Die opferwilligen Fabrikanten verzeichnen denn auch eine auffällig steigende Nachfrage, und die beteiligten Kirchen erfreuen sich stetig wachsender Beliebtheit.

Uebrigens höhnt die orthodoxe »Reformierte Schweizerzeitung« selber über den Zerfall des Protestantismus im eigenen Lande. Sie lässt einen Siamesen zum Studium der Milchwirtschaft in einem schweizerischen Dorfe wohnen. Seinem Reisetagebuch entnehmen sie folgende Schilderung des Sonntags auf dem Dorfe: »Bis spät am Vormittag verlassen sie (die Bewohner. Red.) die Häuser nicht. Plötzlich geht ein unerwarteter Lärm los. Zuerst ertönt von einem Turm Glockengeläute, nach welchem Alarmzeichen mit Gewehren bewaffnete Männer das Dorf verlassen. Etwas später setzt ein heftiges Gewehrfeuer ein. Wie ich feststellte, hat das Glockengeläute eine doppelte Bedeutung: Während es für die Männer das Signal ist zum Beginn der Kampfübung, ist es für die Frauen und einige schüchterne und alte Männer, die die Waffen nicht mehr führen können, das Zeichen, sich im Turmhaus einzufinden. Die Versammlung im Turmhaus muss offenbar eine religiöse Bedeutung haben. Für die gewöhnlichen Versammlungen wird nur ein ganz kleiner Teil der Bevölkerung zugelassen. Nach einigen Eröffnungsworten des Priesters folgt ein Orgelspiel, zu dem ein Teil der Leute in schleppendem Takte eine dumpfe Melodie singen. Der Priester besteigt ein Gestell und tritt dort in ein fassförmiges Holzgehäuse. Er liest aus heiligen Büchern und beginnt dann mit seiner Erklärung,

Feuilleton.

Ein Diogenes.

Ich — glauben? —
An einen Gott,
Der über
Dem Kleinkram Erde
Seiner Würde vergisst?
Der da zürnet um nichts,
Ein eitler Tyrann?!
Um sich scharet die Schmeichler
Und Gnaden um Gnaden
Auf ihre knechtisch
Gesenkten Schultern häuft, —
Indes für die andern,
Die Aufrechten, Stolzen,
Die Menschen von Adel
Er Qualen ersinnt
Mit teuflischer Gier.
Ich —
Dich glauben?

Dich ehren?
Vor dir mich erniedrigen? —
Gott, du kleiner Tyrann,
Du König der Sklaven,
Ruhmsüchtiger Eiferer,
Nein!! —
Hier,
Wo ich stehe,
Ist deines Reiches Ende.
Hier,
Gewalttätiger,
Alexander des Wahns,
Hier meine Tonne!
Hier — drohe nur immer
Mit grossen Gebärden —
Hier findest
Du deinen
Diogenes!

E.Br.

Die Blinde.

Von Alfred Rehtz, Hamburg.

Ich war bei einer guten Freundin zum Tee — unter acht jüngeren und älteren Damen der einzige Vertreter des sogenannten starken Geschlechtes. Es war aber trotzdem — oder soll ich sagen: infolgedessen? — sehr gemütlich. Die Gastgeberin verstand es vorzüglich, die Unterhaltung durch Fragen und Bemerkungen anzuregen und auf immer neue Gebiete zu leiten.

Sie war es auch, die bei dem Thema »Sprachstudium« auf den Nutzen des Esperanto hinwies, allerdings ohne bei den andern Damen damit Anklang zu finden. Da sie mir ermutigend zunickte, versuchte ich meinerseits eine Lanze für die schöne Erfindung Doktor Zamenhofs einzulegen.

Ich wollte vor allem die praktische Seite der Sache betonen und sprach davon, dass es doch eigentlich eine grosse Vergeudung an Zeit, Kraft und Geld ist, wenn die Hauptliteraturwerke der Hauptsprachen jedesmal in so und so viele andere Sprachen übertragen werden müssen.

Eine junge Dame, die vielleicht Lehrerin war, warf nachdenklich ein, dass trotz aller Mühen eine Uebersetzung niemals das Original ganz ersetzen kann, — wie auch die Tatsache beweise, dass immer neue Uebersetzer für längst übersetzte Sachen auftauchen.

Ich fragte sie, ob sie sich schon mit Esperanto beschäftigt hätte, was sie — wie ich mit einer gewissen Genugtuung bemerkte — eifrig bejahte. Sie gab zu, dass es volkswirtschaftlich allerdings eine grosse Ersparnis und gleichzeitig eine Beschleunigung des geistigen Fortschrittes bedeuten würde, wenn jedes wichtige Buch womöglich gleich von seinem Verfasser selbst, ausser in der betreffenden Muttersprache, auch in Esperanto geschrieben würde. Damit würde jedes wichtige Geisteserzeugnis mit einem Schlage Gemeingut der ganzen Menschheit.

Die andern Damen sahen sich etwas ungläubig an, aber sie schienen sich doch für die Sache einigermassen zu interessieren. Ich liess deshalb nicht locker.